



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busch, Moritz: Deutscher Volkshumor.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tief was ich meinem Patriotismus, in dem Abweisen der mir angebotenen Summe für ein Opfer gebracht habe.

Wir haben daher nur noch die Sorge so viel Geld aufzutreiben, daß wir die projectirte Reise nach dem Pelopones von hier aus unternehmen können. So viel I. Br. konnte ich dir im Wirrwar in dem ich hier sitze, sagen. Ich hoffe, daß du mit den übrigen Papieren dir soviel wie möglich eine richtige Idee von der Sache machen kannst. — Zu meiner Erzählung meiner seit vergangenen Winter vorgenommenen architectonischen Arbeiten muß ich Dir noch meine Expedition nach Eleusis nennen. Ich war zweymal daselbst; das erste mal jagte uns ein unaufhörlich kalter Wind nach Athen unverrichteter Dinge zurück. Nachher brachte ich bey gutem Wetter 8 herrliche Tage über meinen Beschäftigungen in seinen Ruinen daselbst hin. Ich glaube dadurch eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Zustand seiner vormaligen Pracht erhalten zu haben. Meine Phantasie war zur lebhaftesten Thätigkeit angesprochen, und ich entwarf glücklich nach meiner Zurückkunft nach Athen die Skizze einer Restauration dieses merkwürdigen Ortes des Alterthums; doch leider mußte ich es bis auf diesen Augenblick, durch den Drang der Umstände, die andere Geschäfte aufhäuften, dabey bewenden lassen, und die weitere Ausführung deßen so wie so manchen aufgefaßten Projectes auf meiner Reise, der Zukunft überlassen. Wahrscheinlich gehe ich morgen mit Cockerell nach dem Pelopones ab, wo wir wohl bis Ende Octbr. seine interessantesten Theile bereisen wollen. Dann komme ich nach Athen zurück, wo ich wohl wieder einige Zeit bleiben werde, um meine im Pelopones gemachten Arbeiten zu ordnen. — Wenn es mir möglich wird, so gehe ich späterhin nach Kleinasien. —

Deutscher Volkshumor.

Von Moritz Busch.

„Thorheit zu gelegner Zeit ist die größte Weisheit“, sagt Sebastian Frank, und wir meinen, der Mann hat damit nicht Unrecht.

Das Herankommen der Carnevalsezeit ließ uns einmal nachsehen, wie die Deutschen dieser Wahrheit in früheren Zeiten nachgelebt haben und da, wo sie nicht Mucker und Duckmäuser, leere Köpfe und trockne Seelen, bloße Rechner und Geldmacher sind, noch heute vergnügt nachleben. Zu unsrer Freude fanden wir, daß einen guten Spaß machen können und Spaß ver-

stehen unsern Vätern zu allen Zeiten fast ebensoviel werth gewesen ist wie ein gut Stück Arbeit liefern und beurtheilen können.

Nicht wenige Anzeichen geben Zeugniß, daß der Humor so alt wie unser Volk ist, und daß auf der Methbank der deutschen Heidenwelt neben dem fahrenden Sänger mit seinen Heldenliedern auch der Narr seine Stelle hatte, der den Gästen ihren Trunk mit Schwänken, Neckereien, Sprüchen der Thorenweisheit und komischen Räthseln würzte. Manche von den Streichen, die in den letzten Jahrhunderten dem „dummen“ Teufel gespielt worden sein sollten, wurden ohne Zweifel schon von einem der alten Götter erzählt, und wenigstens von einer der Geschichten, welche das Buch von den sieben Schwaben bilden, ist nachzuweisen, daß mit ihr bereits ein deutscher Stamm gesoppt wurde, der in der Völkerwanderung eine Rolle spielte: schon die Heruler hatten, wie Jornandes berichtet, ein blaublühendes Reinfeld für Wasser gehalten.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, diese Neigung, die Welt auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große klein und das Kleine groß zu machen und selbst am Heiligen und Erhabenen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des Spottes haftet, dieser Trieb zu lustigem Fabuliren war ein Erbe, das den Deutschen die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinseszinsen mehrte, bis es gegen das Ende des Mittelalters zu einem Reichthum an närrischen Bräuchen und Sitten, Geschichten, Liedern, Sprüchen und Namen angeschwollen war, wie er keins der Nachbarvölker erfreute. Die Reformation that ihm keinen Eintrag. Selbst aus den Blutwellen des dreißigjährigen Krieges tauchte der deutsche Schalk, wenn auch etwas beschädigt, wieder auf, und daß er noch heute lebt, können wir in jedem Rathskeller und jeder Dorfschenke, aus jedem Kalender und namentlich auch an der Theilnahme sehen, die unsern humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird.

Das goldne Zeitalter des deutschen Volkshumors begann mit der vollen Reife des Bürgerthums im vierzehnten Jahrhundert und entwickelte in diesem und dem nächstfolgenden sich zu reichster Blüthe. Die Narrheit drang in alle Stände ein, sie wurde in förmlichen Gilden gepflegt, sie setzte sich neben den Fürsten als lustiger Rath, und nicht bloß die Bechstube und der Jahrmarkt ergöhte sich an ihren derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar aus der Predigt heraus schnitt sie der andächtigen Gemeinde ihre Gesichter. Pöffen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, das Hänfeln, Toppen und Schrauben florirte, wo man ging und stand, Sprüchwörter bekamen Anhängsel, die ihren Sinn verkehrten, die Silbenflecherei wurde wie eine Kunst betrieben, eine Fülle der tollsten Trinklieder ergoß sich über das Volk. Der Geist Culuspiegels ruhte auf diesem Geschlechte, die verkehrte

Welt suchte sich in der Dichtung wie im Leben der Deutschen geltend zu machen; wie unter den Menschen so nahm in den schalkhaften Historien dieser Zeit auch unter den Thieren und droben im Himmel Alles diese Wendung.

Dem Geiste der Zeit gemäß waren diese Aeußerungen des Volkshumors nur in seltenen Fällen fein und sauber, sehr oft dagegen ungeschlachtet und unflätig. Ueber nicht wenigen Abenteuern in den Büchern dieser Tage — wir erinnern nur an den norddeutschen Eulenspiegel und an den südoßdeutschen Pfaffen von Kalenberg — ist die Sauglocke geläutet, und die Dichter der nürnbergcr Fastnachtspiele wälzen sich förmlich im Schmutze. Das Narrenthum bekam seine Narrenfeste, deren höchstes, der Dienstag vor Aschermittwoch, „aller Narren Kirchtag“ war. Wie früher die Geißler, so zogen jetzt die Narren in Schaaren durch die Städte, und statt der Vitaneien jener erschollen nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Narrenvereine warfen den Ernst ganz beiseite und lebten in stetem Gegensatz zu der Ehrbarkeit und Geseßtheit des bürgerlichen Herkommens — Antipoden des Mönchswesens in seinem Gegensatz zur Weltlichkeit. Spaßvögel wanderten, mit Thorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehemals gegen Riesen und Ungeheuer gekritten.

Die Kirche erlaubte die Ausdehnung der Possenspiele über die Fastnacht hinaus ohne Widerstreben. Am Osterfeste wurden komische Predigten gehalten, welche das Volk zum Lachen (risus paschales) zu reizen bestimmt waren, und bei denen sich besonders die ursprünglich so ernst angelegten Nachfolger des heiligen Franciscus hervorthaten. Zu Pfingsten hatte im Münster zu Straßburg der „Kohrasse“, das Contersei eines tölpelhaften Bauern, unter der Orgel die Aufgabe, die Gemeinde mit Späßen zu unterhalten, denen später ein Wettkampf desselben mit einem Hahne folgte. Eine Menge von Schwänken wurden erzählt, in denen Petrus, der Himmelspfortner, als Geprellter figurirte, oder Maria, Christus, ja selbst Gott Vater in komischem Lichte erschien. Kein Wunder, daß Sebastian Brand das Treiben seiner Zeit unter dem Bilde eines Narrenschiffs schilderte. Schickte sich der Volkshumor doch an, in den sogenannten Todtentänzen, von denen wir in Dresden und Basel noch Beispiele besitzen, sogar in die Friedhöfe einzudringen.

Um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb vielfach zur Krankheit geworden. Ein Narr hatte zehn Narren gemacht, die Lust wurde als Last empfunden, und die Reichspolizei hielt es für nöthig, gegen diese Entartung Verordnungen zu erlassen. Der Humor des Volkes aber ließ sich nur einschränken, nicht bannen, und außer den Schöpfungen der alten Zeit, die unvermischt auf uns gelangt sind, haben wir noch zahlreiche Beiträge der letzten Jahrhunderte zu verzeichnen.

Der Volkshumor war es, der den himmelanstrebenden Münstern des Mittelalters jene Beigabe von Fratzenbildern anheftete, die wir fast bei keinem vermissen. Derselben Quelle entstammten eine Anzahl von Städtewahrzeichen, die als sogenannte „Lölle“ dem Beschauer die Zunge entgegenstreckten oder sonst Grimassen schnitten und unanständige Geberden machten. Bis in das letzte Jahrhundert hinein ließen sich humoristisch gestimmte Deutsche komische Grabsteine setzen, unter denen wir nur den erwähnen, der, noch vor Kurzem an der leipziger Johanniiskirche zu sehen, die Form eines von Christus ausgestellten Wechsels zu Gunsten des unter ihm liegenden Kaufmanns hatte. Bis auf die neueste Zeit zierten solche wunderliche Leute die Vorderseiten ihrer Häuser mit scherzhaften Sprüchen, wie:

„Wenn einer in das Haus 'rein geht,
Und sein Sinn auf Stehlen steht,
Der bleibe lieber draußen,
Mei' Raß kann selber mausen.“

Oder, wie eine Inschrift über einer Hausthür in Tyrol sagt:

„Behüt' uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mißwachs oder theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.“

Oder, wie man in der Schweiz und im Schwarzwald häufig von Inschriften dieser Art geneckt wird:

„Ich Aff
Steh und gaff,
Und weil ich gaff' und steh,
So könnt' ich weiter geh.“

Oder, wie ein fröhlicher Gesell in der Schweiz 1640 unter seinen Giebel geschrieben hat:

„Luftig, ich hab noch Gelds genug,
Hab noch die Ochsen sammt dem Pflug;
Eh' ich mein' Hof werd' ganz verzehren,
Wird mir das Glück was Andres bescheeren.“

Ferner haben eine Menge von lächerlichen Familiennamen den Volkshumor zum Vater. Beispiele aus dem vierzehnten Jahrhunderte sind Hahnrei und Sluraff. Noch heute leben die Namen Meerkaß, Kattentit (Kahenzike), Forndran, Schnapphahn, Suchenwirth (Such den Wirth-Becher), Wippsturz, Krakfuß, Gänsechnabel, Hasenfraß und hundert ähnliche. Als die Juden Familiennamen annehmen mußten, legten sich die, welche wählen durften, entweder solche, die einem hebräischen glichen, oder solche, welche den Geburtsort

bezeichneten, oder solche, die einen prächtigen Klang hatten, bei. Der ängstliche Levi wurde zum grimmigen Löwen, der Kohn zum Hahn, andere nannten sich Oppenheimer oder Gumbinner, wieder andere glänzten fortan als Rubinstein oder Goldstängel. Die armen kleinen Mauschel aber, welche ihre Namen aus der Hand des Herrn Amtmanns nehmen mußten, fuhren dabei mitunter recht übel. Pöder und Blauhut (ein Spitzname des Teufels) waren lange noch nicht die schlimmsten Titel, welche dessen Laune ihnen und ihrer Nachkommenschaft anhing.

Das Sprichwort: „Es gehen viele Straßen nach Darbstätt und Mangelburg“ erinnert an die Zeit, wo die Narrengilde der württembergischen Bauern ihr Hungerberg, ihr Fehlhalden und ihr Bettelrein hatte, wo Hans Sachs von einem Gauchsberg, als dem Orte, wo alle Dummheiten herkamen, wußte, und wo man ein Land Narragonien, ein Thorenhofen, ein Grillenberg, ein Tumbenrein, ein Dummerstätt und noch ein Duzend anderer erdichteter Narrenstädte kannte. Auch thatsächlich vorhandene Dertlichkeiten bekamen vom Volkswitz wunderliche Benennungen. Ein unsauberes Sackgäßchen in Hannover heißt der goldne Winkel, eins in Dresden führte den Namen Todte-Hühner-Gasse, eine Straße in Hildesheim wurde die krumme Rothwurst getauft. Ein Wirthshaus bei Altona nannte sich jedenfalls nicht selbst Dummerjan, die Orte Begeßack bei Bremen und Leerbeutel in Schleffen danken ihre Namen unzweifelhaft Schenken, die im Geruche der Presserei standen.

Auch gewisse Kleidungsstücke, Speisen und Getränke haben vom Volkshumor Spitznamen bekommen. Wir erinnern an den dreieckigen Hut, der in Mitteldeutschland Dreimaster, in Schwaben Wolkenstecher, in Ostfriesland Puß de Lamp ut heißt, an den runden, den wir Ofenrohr, an den Frack, den wir Schwalbenschwanz, an aufrechtstehende Halskragen, die wir Watermörder nennen. In Dresden bäckt man Arme Ritter — „in Glendöfett“ setzt der Volkswitz hinzu — in Leipzig Weßteine und Strumpffsohlen, in Freiberg Bauernhasen, in Holstein ein Gebäck, welches — von der Nonne seinen hier unaussprechlichen Namen herleitet. In Oesterreich giebt's Pfaffenschnitzel und Bubenschenkel. Der Hering heißt in Sachsen Schneiderkarpfen, der Trutzhahn wohl allenthalben der Consistorialvogel. Das Wasser ist „Gänsewein“; das Bier erhielt in den verschiedenen Städten verschiedene Namen, unter denen sich recht komische befanden; schlechter Wein wird Kutscher, Wendewein, Strumpfwein, Fahnenwein und Dreimännerwein gescholten, Bezeichnungen, an die sich spöttische Anekdoten knüpfen. England hat einige achtzig Ausdrücke für den Zustand des Betrunkenseins, unser Deutschland, wie wir von Lichtenberg und Firmenich nicht ohne Stolz erfahren, noch ein paar Duzend mehr. Auch das Waffenhandwerk hat derartige humoristische Benennungen seiner Werkzeuge. Die Flinte heißt der Kuhfuß, das Seitengewehr das Käse-

messer, der Tornister der Affe, die Trommel das Kalbfell. Im Dresdner Zeughaufe stand eine alte große Kanone, welche die Faule Magd hieß, und wenn der Hornist auf der nahen Wache den Zapfenstreich blies, bedeutete das:

„Pußt mir nicht mit Hammerschlag,
Pußt mir nicht mit Sand,
Sonst kommt er, sonst kommt er,
Sonst kommt der Herr Serjant.“

Selbst die Bezeichnungen für Schläge und Prügel haben beim Volke einen komischen Anstrich. Es drischt, wickst oder wälkt seine Beleidiger durch. Es giebt keine Backenstrieche, sondern Ohrfeigen, Maulschellen, Dachteln, Horbeln, Backpfeifen, Watschen u. s. w. Es läuft vor dem Stärkern nicht davon, sondern reißt aus „wie Schafleder“, es giebt Fersengeld, es ergreift das Hasenpanier.

Viele von diesen Aeußerungen des Volkshumors sind aller Wahrscheinlichkeit nach Kinder, sicher aber directe Nachkommen der Narrethei, die jene aristophanische Zeit am Ausgange des Mittelalters mit ihrer ausgelassenen Lustigkeit, ihrer Ironie, ihrer Lust an Zerrbildern und Schnurpfeisereien erfüllte. Ganz entschieden gehören aber hierher die sogenannten apologischen Sprichwörter, wo der Volkshumor einen ernsten Spruch oder eine weise Lehre durch Anhängung eines Beispiels in eine Lächerlichkeit verwandelt oder sonst durch Verbindung von zwei nicht zu einander passenden Sätzen und Täuschung der Erwartung, die der vordere erweckt, durch den hinteren eine komische Wirkung hervorbringt. Eine große Anzahl von Sprichwörtern dieser Gattung kommt schon in Schriften vor, die zur Zeit Luther's, also kurz nach dem Schlusse des Mittelalters, erschienen. Schon vor 1528 waren Redensarten im Umlauf wie: „Da liegt es, sagte die Magd, da entfiel ihr das Kind beim Tanz.“ Schon bei Sebastian Franck begegnen wir den Scherzworten: „Besser etwas als nichts, sagte der Wolf, da verschlang er eine Mücke“, „Hier stehen wir Helden, sagte der Frosch zum Schwaben“, „Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte der Teufel zum Röhler“, „Wer's kann, dem kommt's, sagte der Schneider, da kriegt' er am Ofterabend ein Paar Hosen zu flicken“ und „Da schwimmen wir Aepfel, sagte der Roßdreck zum Apsel, da schwammen sie beide den Bach hinab.“ Nicht viel jünger, vermuthlich ebenso alt, werden die Späße sein: „Zu spät, sagte die Frau, da ging sie der Knecht beim Reichenzug ihres Mannes um die Heirath an“, und „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, da beschor er eine Sau.“

Mit dieser Täuschung der Erwartung ist das neckende Räthsel verwandt, an dem sich die Deutschen wohl gleich ihren Vettern, den Angelsachsen, schon

in der Urzeit erfreuten, welches aber seit dem vierzehnten Jahrhundert besonders gepflegt wurde. Wir denken dabei an Räthsel wie: „Was machen die zwölf Apostel im Himmel?“ — „Ein Duzend“, oder: „Warum macht der Hahn, wenn er kräht, die Augen zu?“ — „Weil er's auswendig kann“, oder: „Was ist zwischen Himmel und Erde?“ — „Das Wörtchen und“, oder: „Wer geht auf dem Kopf in die Kirche?“ — „Der Schuhnagel“, oder: „Welches ist das theuerste Wasser?“ — „Das, welches der Wirth in den Wein und der Advocat in die Tinte schüttet.“ Noch deutlicher tritt die Verwandtschaft hervor bei dem sächsischen Kinderräthsel:

„Kaiser Karolus hatte einen Hund,
Wie Du hieß der Hund,
Also wie hieß Kaiser Karolus' sein Hund?“

Sagt der Gefragte seinen eignen Namen, so erwidert man ihm: Nein, Wiedu hieß er. Antwortet er: Wiedu, so entgegnet der Fragende: Falsch, er hieß Hinz oder Kunz oder wie der Gefragte sonst getauft ist.

Zu derselben Betternschaft rechnen sich gewisse Abfertigungen von Fragen, die man nicht beantworten kann oder will. Kindern, die gern wüßten, was es diesen Mittag zu essen giebt, erwidert die Mutter: „Napern mit langen Schwänzen“, wohl auch: „Junge Hunde mit Schwanzperücken“, oder: „Eingemachte Kellerstufen.“ Fragen sie nach, wo dieß oder das sich befinde, der oder Jener hin sei, so sagt man in jenem Falle: „In Trippstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt“, oder: „In der Pelzmühle, wo die alten Weiber jung gemacht werden“, in plattdeutsch redenden Gegenden auch: „In Himp-hamp“ oder „Im Obßkroog.“

Weitere Gaben des alten Volkshumors sind die Lügenlieder, in denen die gebratnen Hühner, den Bauch dem Himmel, den Rücken der Hölle zugekehrt, umherfliegen, ein Amboß und ein Mühlstein mit einander über den Rhein schwimmen, ein Frosch im Sommer auf dem Eise eine glühende Pflugschaar frißt, Leute einen Berg hinaufsegeln und oben ertrinken, und wo es dann weiter heißt:

„It wolden dre Kerls einen Hasen fangen,
Se quemen up Kröfen und Stölten gangen,
De Eine, de konnt nich hören
De Ander was blind, de Drüdde stumm
De Beerde konnte nich en Fot rören.

Au will ik ju singen, wo (wie) it geschach:
De Blinde allerst den Hasen sach
All aver dat Feld herdraven,
De Stumme sprak den Nahmen to,
De kreg en bi den Fragen.“

In denselben Kreis gehören die Lügenmärchen, die in den Spinnstuben erzählt werden, die Geschichten von dem dummen Jungen, der von seiner Mutter mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen zu Markte geschickt wird, den Auftrag, den er bei jeder Sendung bekommt, stets falsch versteht, die Butter auf den Weg streicht, um sich ihn zu kühlen, die quakenden Frösche mit Quarz füttert u. s. w.; die Erzählung von einem dummen Hans, der durch stets unvortheilhaftes Tauschen für das Pferd, mit dem er ausgeritten, zuletzt einen Schleiffstein erwirbt, der ihm in den Brunnen fällt; die Historie von dem Müller, der seine dumme Frau mit der Drohung verläßt, nur wiederkommen zu wollen, wenn er eine noch dümmere treffe, und diese dann in einer Gräfin findet, welcher er weiß macht, er sei vom Himmel gefallen, wo ihr Mann sich in Noth befinde, und die ihn darauf mit Geld und Kleidern für diesen ver- sieht, endlich eine Anzahl von Geschichten, in denen Leute durch ihre Dummheit ihr Glück machen.

Ferner ist hier des Liebes von Doctor Eisenbart und seinen Wunder- kuren, mit denen er die Lahmen sehend und die Blinden gehend macht, der Münchhausiaden und der Jägerlügen zu gedenken. Wenn der freiherrliche Wahrheitsfreund uns erzählt, wie er mit einem Radestock eine ganze Kette Rebhühner auf einen Schuß erlegt, wie er sein Gewehr, als ihm der Stein aus dem Hahn gesprungen, dadurch zum Losgehen bringt, daß er sich durch eine derbe Ohrfeige Funken aus den Augen auf die Pfanne schlägt, wie er einen Fuchs, den er durch einen Schuß mit einem Brettnagel an einen Baum geheftet hat, durch kräftige Stöße aus seiner Haut zu fahren zwingt, wenn wir sein Windspiel sehen, welches so eifrig dem Hasen nachsetzt, daß es sich endlich die Beine abgelaufen hat und nur noch als Dachsücher zu brauchen ist, oder wenn wir uns sein Abenteuer mit dem Hirsche betrachten, dem er in Ermangelung von Kugeln eine Ladung Kirschkerne zwischen die Geweihe ge- schossen hat, und dem er später mit einem reife Kirschen tragenden Bäumchen auf dem Kopfe begegnet, so stehen mehrere von diesen Wundern schon in Kirchof's „Wendeunmuth“ oder in Bebel's „Facetiae“, waren also bestimmt schon den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts bekannt, vermuthlich aber schon früheren Geschlechtern. Das „Jägerbrevier“ berichtet: War einmal Einer im Walde, um Wildpret zu schießen. Da begegnete ihm ein großes Schwein, das, vor Alter blind geworden, sich von einem Frischling in der Weise führen ließ, daß es dessen Schwänzchen im Maule hielt. Der Jäger besann sich nicht lange, er schoß den Frischling nieder, schnitt ihm den Schwanz am Hintern ab und führte daran das Alte gelassen auf den Markt, worauf er umkehrte, um sich auch das Junge zu holen. Dasselbe Buch berichtet: In Tirol gab es einen Schützen, der so gutes Glück hatte, daß er oft schon traf, bevor er abgeschossen, und der deshalb in der ganzen Gegend nur der

Treffnazi hieß. Da thut sich einmal, als er auf der Jagd ist, ein Auerhahn vor ihm auf und fällt auf den höchsten Ast eines Zirbelbaumes ein. Der Schütz geht näher hin und legt an. In dem Augenblick aber guckt der Hahn aus den Zweigen heraus und ruft: „Ihr da unten, seid Ihr nicht der Treffnazi?“ — „Ja wohl“, sagt der, „der bin ich. Was soll's?“ — „Na“, erwidert darauf der Vogel, „dann ist es schon gut. Ihr braucht nicht zu schießen; ich komme schon von selber hinunter.“ Auch diese und ähnliche Jagdgeschichten, die in unsern Wihlblättern als neu aufgetischt werden, sehen stark wie modernisirte Ueberlieferungen aus alter Zeit — der Zeit aus, wo „die Elbe brannte und die Bauern herbeikamen, um sie mit Strohwischen zu löschn“.

Echte Producte des deutschen Volkshumors sind endlich die Anekdoten, Hiftörchen und Schwänke, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst die beliebteste geistige Speise der untern Stände bildeten. Die Sammlung und Bearbeitung derselben erfolgte zwar meist durch gelehrte Hände, auch ist ein Theil der Geschichtchen aus romanischen Nachbarländern, aus dem westlichen Orient, vielleicht selbst aus dem fernen Osten eingewandert. Aber jene Sammler stellten nur zusammen oder häuften nur auf einen Ort, was schon lange da oder dort im Volksmunde war, oder von verschiedenen Personen oder Orten erzählt wurde, und jene Fremdlinge hatten sich rasch so eingebürgert, daß sie so wenig mehr als Ausländer zu erkennen waren, wie Kreuz, Reich und Kirche und andere Worte, die aus Italien und Griechenland stammten.

Die ältesten Erzeugnisse dieser Art Volkspoesie finden wir in Oesterreich. Hier begegnen wir im vierzehnten Jahrhundert zunächst dem „Pfaffen Amis“, der, nachdem er von seiner Tugend nur Nachtheil gehabt hat, den Entschluß faßt, fortan lediglich seiner Klugheit nachzuleben, und der, bis dahin ein ruhiger seßhafter Mann gewesen, von jetzt ab ein Herumtreiber wird, welcher, bald als Reliquienhändler, bald als Maler, bald als Kaufmann von Eng- land bis nach Konstantinopel hinab an Hoch und Niedrig, Klug und Einfältig allerlei Schalkstreiche, Prellereien und Täuschungen verübt. Wir treffen hier ferner den „Neidhard“, der unter Otto dem Fröhlichen den Bauern mit allerhand Schimpf und Schabernack zusetzt. Ein dritter österreichischer Narr ist der „Pfaff von Kalenberg“, der alle Welt, selbst seine Vorgesetzten, ja zuletzt sogar den Fürsten, dessen lustiger Rath er geworden ist, sehr unsäuberlich verirt. Er betrügt seine Bauern, die ihn übers Ohr hauen wollen, er prellt seine Tagelöhner, die ihn zu täuschen beabsichtigen, er disputirt glücklich mit seinen Amtsgenossen, er entweiht seinen Altar in cynischer Weise, heizt mit heiligen Bildern ein, macht seinen halbblinkenden Bischof durch ein hübsches Mädchen doppelt sehend u. dgl. m., was sich nicht näher bezeichnen läßt. Die Schwänke dieser drei Narren sind fast immer schamlos und plump,

nicht selten auch grausam, bisweilen eine unglaublich dreiste Verhöhnung des Heiligen. Ein ähnlicher Kumpen, aber unschuldiger und nicht so grob ist „Peter Leu von Hall“, der ebenfalls ein schlauer und lustiger Pfaffe ist. Seine ersten Streiche, die sich gegen den Pfarrer wenden, welchem er als Helfer dient, fließen aus seiner Dürftigkeit. Später verhöhnt er den Unglauben, womit er sich zugleich Brot schafft und zuletzt auch zu Leinwand und Betten gelangt, indem er, als sich einmal ein schwefelig riechender Nebel über seine Gegend lagert, den Bauern versichert, dieß rühre von einem Loch in der Hölle her, und nun von ihnen Mittel bekommt, es zu verstopfen. Eine wieder dem Pfaffen Amis und dem Kalenberger näherstehende Figur des Volkswitzes ist der Norddeutsche Eulenspiegel, der Nationalnarr, der Jahrhunderte hindurch ein Liebling des Volkes war, der personifizierte Silbner, der stets nach dem Wortlaut und nie nach dem Sinn die ihm erteilten Aufträge ausführt, das als That und Handlung auftretende apologische Sprichwort, der neue Diogenes, welcher der stolzen Welt mit ihrem pfauartigen Prunkten den Spiegel vorhält, in der sie sich als garstige Eule erblickt.

Neben diesen Schwänkesammlungen, von denen jede sich um eine bestimmte Person gruppirt und so zu einer Art Biographie wurde, traten im sechzehnten Jahrhundert andere auf, die, meist dem Leben entnommen, sich als Anekdotenbücher, zusammengelesen unter allerlei Volk, namentlich aber unter den niederen Ständen gaben, und von denen nach kurzer Zeit so viele existirten, daß wir uns beschränken müssen, die bedeutendsten zu nennen. Die älteste, die zugleich für alle späteren Vorbild wurde, sind die bereits genannten „Facetiae“ Heinrich Bebel's, die zuerst lateinisch, dann auch in deutscher Sprache erschienen. Der Verfasser, ein schwäbischer Bauernsohn, der sich zum Doctor und gekrönten Poeten aufschwang, war ein guter Beobachter der Volksnatur, und seine Schwänke, die sich größtentheils auf Bauern, fahrende Schüler, Landknechte, Bettler und Fastenprediger beziehen, enthalten meist Selbsterlebtes oder von noch lebenden Zeugen der betreffenden Vorfälle Erzähltes. Am schlimmsten werden darin die Rohheit und Dummheit der Landgeistlichen, die Verkäuflichkeit der Pfründen und der Ablasskram mitgenommen. Unter denen, die Bebel auf diesem Wege folgten, ist der Barfüßermönch Pauli, welcher 1518 das Buch „Schimpf und Ernst“ schrieb, der hervorragendste. Seine Narren sind vorzüglich Klosterleute, Adelige und von nutzlosem Wissen überfließende dunkelhafte Gelehrte. Alles ist voll Leben und Laune, voll Naivetät und doch fein und geistreich. Weniger Werth hat Kirchhof's „Wendunmuth“, der nicht viel mehr als eine Bearbeitung der Bebel'schen Sammlung mit Entfernung dessen, was zu anstößig, zu schmutzig und ärgerlich erschien, und mit Hinzufügung einer Moral zu jeder Anekdote war. Sehr schmutzig wieder ist dagegen Wickram's „Kollwagen“, und den Gipfel der Unreinlichkeit

stellt Lindner's „Kaziporus“ dar, der die Bote ohne alle Verbrämung mit Moral und ohne Anspruch auf Wiß servirt.

Das Abendland wie das Morgenland, das Alterthum wie die neue Zeit haben ihre Narrenstädte, die Türken ihr Sivrihissar, die alten Hellenen ihr Abdera, die Neugriechen ihr Scio, „wo man ebenso selten einen vernünftigen Menschen zu sehen kriegt als ein grünes Pferd“, die Franzosen ihre Gas-cogne, die Briten ihren irischen Paddy mit seinen tausend Pinseleien, und wie jeder Ort von einiger Größe in Deutschland seine Stadtfigur besitzt, so hat er auch ein benachbartes Städtchen oder Dorf, das die Zielscheibe seiner guten oder schlechten Wiße ist. Das war in der lustigen Zeit, wo der deutsche Volkshumor in der höchsten Blüthe stand, wahrscheinlich in noch ausgedehnterem Maße der Fall, und indem die von der oder jener Stadt- oder Dorfgemeinde erzählten Gimpseleien von einem Liebhaber dieser Dinge gesammelt und auf eine einzige Stadt, die aber nur fingirt war, gehäuft wurden, entstand die Anekdotensammlung, die sich „Die Schilbbürger“ oder „Die Kalen zu Kalenburg“ nennt, und die später im „Grillenvertreiber“ ihre Fortsetzung fand. Es ist die Carricatur des Pfahlbürgerthums, die wir hier vor uns haben. Die Kalen sind ursprünglich so weise Leute, daß man sie an alle Höfe und in alle Regierungen der Welt beruft. Dabei leidet zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Frauen überlassen geblieben ist. Die Männer müssen heimkehren und finden hier als Frucht ihrer Weisheit nur Noth und Zerrüttung. Infolge dessen legen sie sich auf die Thorheit. Das ist ein sehr guter Einfall, und wenn nun gezeigt werden soll, wie die Weisheit sich allmählig zur Narrheit abschliff, so nimmt der Verfasser dazu einen ganz hübschen Anlauf, indem die ersten Thorheiten nur ein Vergessen der Erfahrung und die darauf folgenden bereits eine falsche Anwendung der Erfahrung zeigen; aber bald wird diese Entwicklung fallen gelassen, und die Schilbbürger sind vollendete Narren, die nun jene zwei oder drei Duzend Albernheiten begehen, welche auch hier nur zusammengestellt sind, und denen man zum Theil schon in den genannten älteren Sammlungen begegnet.

Die Lust, einem Nachbarorte eine unglaubliche Probe der Einfalt seiner Bewohner anzuhängen, dem Gefallen an Lügenmärchen und Geschichtchen vom dummen Jungen verwandt, aber zugleich satirischer Natur, aufs Foppen und Schrauben gerichtet, florirte auch nach Erscheinen der Bebel'schen und Kirchhoff'schen Schwänkesammlungen und des Kalenbuches fort, und diese Schriften sind in vielen Fällen Ursache geworden, daß dieselben Geschichten weit von einander entfernten Städtchen und Dörfern nachgesagt werden. Es wurde wohl gelegentlich eine neue Neckerei erfunden, aber für die meisten der Schilbbürgerstreiche, die wir auf dem Conto süddeutscher und norddeutscher Orte finden, sind diese und verwandte Bücher das Magazin gewesen, aus dem sie

entnommen wurden, wo dann gewöhnlich die eine und die andere Nebensache vom Original abwich, der Grundgedanke aber derselbe war. Ein paar Beispiele werden genügen, um dieß darzuthun. Von den Elkonern im Kanton Zürich wird erzählt, daß sie, als ihre Felder von wilden Schweinen verwüßt wurden und sie die letzteren nicht wegzubringen im Stande waren, den Rath erhielten, Eier unter sie auswerfen zu lassen, daß sie in Verlegenheit waren, wie dieß der damit zu Beauftragende ohne Zertreten des Getreides bewerkstelligen könnte, und daß sie das Auskunftsmittel fanden, ihn von vier Männern auf einer Bahre über die Felder hin- und hertragen zu lassen. Diese Geschichte findet sich bereits bei Bebel, nur wird sie hier von den schwäbischen Mundingern erzählt, und die Schweine sind Störche. Dieselben Mundinger läuten, als sie zum ersten Mal einen Krebs sehen, erschrocken Sturm, ein vielgereister Schneider, der etwas von Scheeren verstehen muß, wird über das Ungeheuer befragt, er meint, wenn es nicht eine Turteltaube sei, so werde es wohl ein Hirsch sein, zuletzt wird der Krebs mit Büchsen todtgeschossen. Von den Bauern zu Thaden in Holstein wird ganz dasselbe berichtet, nur ist das Ungethüm kein Krebs, sondern ein Frosch. Die Salvanser in Tirol lassen Bauholz vom Berge an einem Seile hinab, dabei entrollt ihnen einer der Stämme, sie finden, daß die Sache sich so leichter macht und kommen dadurch zu dem Beschluß, die bereits unten liegenden Stämme wieder heraufzuschaffen; sie vergessen beim Bau ihres Rathhauses die Fenster und stellen nun Säcke auf, um Sonnenschein aufzufangen und hineinzutragen; diese Schwänke stehen aber schon im Buche von den Kalenbürgern.

Andere beliebte und besonders verbreitete Geschichten der Neckluft des Volkshumors sind folgende. Die Betreffenden haben Ruhsamen gesäet oder gesalzne Heringe in einen Teich gesetzt, damit sie sich vermehren, oder auch ein Wasserthier zu ersäufen versucht. Sie haben den Mondschein fangen oder aus dem Wasser schneiden wollen. Sie finden eine Sense bei einer abgemähten Wiese, halten sie für ein grasfressendes Thier und zäunen sie, als einer von ihnen der Sense auf den Stiel tritt und sie ihm in den Hals fährt, mit einer Dornhecke ein. Sie halten einen Kürbis, der auf dem Felde liegt, für ein Ei, wollen wissen, welcher Vogel es gelegt hat, und beauftragen deshalb ihren Bürgermeister, es auszubrüten, dieser setzt sich darüber, nach einer Weile entrollt ihm der Kürbis bergab in einen Busch, wo er einen Hasen aufscheucht, den die Schildbürger für einen Esel halten, sodaß sie meinen, der Kürbis müsse ein Eselsei gewesen sein. Sie brauchen gutes Wetter und schicken darnach in die Apotheke, wo man den Boten eine Schachtel, in der etwas summt, als das Verlangte mitgiebt. Es wird ihm verboten, sie zu öffnen, auf dem Wege läßt ihm die Neugier keine Ruhe, er macht die Schachtel auf,

und eine Hummel oder Horniß fliegt heraus. Sie wollen ferner wissen, wie tief ihr Gemeindebrunnen ist und gerathen auf folgenden gescheidten Gedanken: Der Bürgermeister legt eine Stange über die Brunnenmündung, hält sich daran fest und läßt sich hinab, der Nächste im Stadtreimente hängt sich ihm an die Füße, der Dritte wieder an dessen Füße und so fort; zuletzt wird der Zug nach unten dem Bürgermeister zu stark, und er ruft: „Haltet fest, ich muß einmal in die Hände spuken“, er läßt die Stange los, und plump! liegen alle im Wasser. Sie versehen ihre neue Sonnenuhr mit einem Dache, damit der Regen ihre schönen Farben nicht abspüle, bedenken aber nicht, daß die Sonne sie nun nicht bescheinen kann. Endlich gehört zu den von mehr als einem Orte erzählten Histröcken die, wo die Kalen in Verlegenheit sind, wie sie einen Balken durch ihr Thor bringen sollen, den sie in die Quer halten; sie begreifen nicht eher, daß sie ihn nur der Länge nach hineinschaffen können, als bis ihnen, als sie schon das Thor niederreißen wollen, ein Sperling den rechten Weg zeigt, der mit einem geradaus gehaltenen Halme zu Nests fliegt.

Die letzte Geschichte wird von den Ulmern erzählt, zugleich aber werden mit ihr die Bauern des schleswigschen Dorfes Jagel geneckt. Die von der Schachtel mit dem guten Wetter wird sowohl von den fränkischen Mistelgauern wie von den Bewohnern des schweizerischen Ortes Hornussen (der aber nichts mit Hornissen zu thun hat, sondern nach der Sumpfsche, althochdeutsch Hornusko, benannt ist) berichtet. Mondfänger sind die schwäbischen Kiezbinger, die Büsumer in Holstein, die Föhringer in Schleswig und die Illzacher im Elsaß. Wasserthiere zu ertränken versuchte man im holsteinischen Dorfe Fockbeck, wo einen Aal, und im elsässischen Orte Kilstett, wo einen Frosch dieses Schicksal traf. Die Umzäunung der Sense spielt zu Risdorf bei Bramstedt; in Fockbeck werden auch die gesalzenen Heringe in den Teich gesetzt, und Büsum begehrt außer dem genannten Schildbürgerstreich auch den, daß es seine Felder mit Ruhsamen bestellt. Die Kürbisgeschichte soll sich in Rottweil zugetragen haben, die von der Sonnenuhr mit dem Regendach und die von der Brunnenmessung werden dem württembergischen Dorfe Ganslosen nachgesagt.

Die meisten Pinseleien haften an den Namen des eben genannten Ganslosen, an dem hessischen Schwarzenborn, an dem fränkischen Wasungen, an Hirschau in der Oberpfalz, an Schilda in Sachsen, an dem schlesischen Polkwitz, an Domnau in Ostpreußen, an Teterow in Mecklenburg, Schöppenstedt in Braunschweig, Fühnde bei Göttingen, Beckum in Westfalen und Büsum am Ausfluß der Elbe. Sehr viele derartige spöttische Nachrede hat Tirol aufzuweisen, wo namentlich die Thäler Paznaun, Ulten, Dux, Brandenburg

und das Dexthal voll davon find. Dieselbe ist hier meist in die Form der Schnadahüpfeln gefaßt, so z. B. in dem Spottvers auf die Kundler im Unterinntal:

„3' Kundl im Ofen
Thuen's Lappen (Dummköpfe) backen (backen),
Den oan außi, den oan aini
Wöllen's g'scheidter machen.“

Die Hostruper in Schleswig haben einen besondern Speicher zur Aufbewahrung aller Dummheiten, und man sagt in der Umgegend, wenn jemand sich einfältig äußert oder betrügt: „Gah hen na Hostrup und lat di de Dös (Duselei, Dummheit) utsiden.“

Man neckte sich aber nicht bloß mit solchen Schwänken aus dem Kalenbuch oder nach dem Muster desselben, sondern auch mit vielen andern Dingen, die der Volkswitz aus dem Namen, den Sagen, den Sitten, der Sprechweise eines Ortes und Aehnlichem herausfand. Wyl auf der Insel Föhr soll nach dem Gequiek eines Ferkels benannt sein, welches den um einen Namen verlegnen Erbauern des Ortes aus der Noth geholfen hätte. Die Bewohner einer Anzahl Orte werden Eselsfresser oder Füllenbeißer gescholten, weil vermuthlich früher einmal die Sage gegangen ist, es gebe viele Wehrwölfe unter ihnen. Fast unzählig sind die Spitznamen, die von Speisen hergenommen sind; wir nennen nur im Elsaß die Schneckenschlezer von Baldersheim, und die Mehldesch von Diefenheim, im vlämischen Belgien die Kaninchenesser von Dünkirchen und die Senfesser von Ostende, in Schwaben die Zwiebeln von Gßlingen, in der Schweiz die Pappenhauer von Aarau und die Chriesföppli von Brugg. Die Bürger von Alzei in Rheinhessen, das eine Geige im Wappen führt, weil Volker, der Fiedler im Nibelungenliede, dort geboren sein soll, werden Fiedler genannt. Ziegenhain in Kurhessen heißt der Backofen, weil der Ort nur einen Eingang hat. Die schwäbischen Hirschauer (nicht mit denen der bayerischen Oberpfalz zu verwechseln) haben den Namen Kröpfe, vielleicht weil es einmal dort viel Kröpfe gab, und man foppt sie mit der Behauptung, sie hätten die Waden am Halse. Um das Maß der Lächerlichkeit voll zu machen, behauptet man auch, daß sie den Buchstaben R verloren hätten und statt Herr Hirschwirth Hee Hieschwieth sagten. Von den Bauern des hannoverschen Wendlandes endlich erzählt man sich, daß sie (wie der londoner Cockney) das H immer da anbrächten, wo es nicht hingehört, und da wegließen, wo es von Rechts wegen auszusprechen ist, so daß sie zum Beispiel Err Hamtmann statt Herr Amtmann zu schreiben pflegten. Ein Sprichwort sagt: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd sind den Teufel nichts werth.“

Der Humor des Volkes hat sich nun nicht damit begnügt, einzelne Orte

mit spöttischer Nachrede zu foppen oder ihnen Spitznamen zu geben, die eine lächerliche Bedeutung haben, sondern hat sich mit seinem Witze an ganzen deutschen Stämmen und Landschaften versucht. Von den Schlesiern erzählt er: Sie hatten vor Zeiten noch keinen Esel gesehen, und als sie nun einmal einen trafen, hielten sie ihn für einen großen Hasen und schossen ihn, worauf er zu Zopten gebraten und in Breslau verzehrt wurde. Von den Bewohnern des Königreichs Sachsen ging früher das Sprichwort: „Meißner sind Gleißner.“ Neben der Redensart: „Schlafen wie ein Pommer“ kommt auch: „Trinken wie ein Pommer“ vor. Die Hessen sind blind, und es geht von ihnen die Rede: „Wo Hessen verderben, wer wollte da Nahrung erwerben. Auch haben wir den Vers: „Hessenblut thut selten gut,“ desgleichen den längeren:

„Das Land zu Hessen
Hat rauhe Berg' und nichts zu essen,
Große Krüg und sauren Wein.
Wer möcht' im Land zu Hessen sein?
Wenn die Schlehcn und Holzapfel mißrathen,
Haben sie nichts zu fieden und zu braten.“

In Ostfriesland heißt Feeling, d. i. Westphale, ungefähr soviel wie Schildbürger, und ein Reim sagt von dem Lande der rothen Erde: „schlecht Logiment und lange Weil', schlimm Bier und Schweinefeul giebt's aller Orten in Westphalen.“ Die Schleswiger betrachten die Jüten als dumm und erzählen ihnen allerlei alberne Streiche nach. Jütischer Tabak ist soviel wie Kneiler, jütischer Brantwein heißt bei ihnen der Fusel. Früher sagte man dem Norden der cimbrischen Halbinsel nach, der Süden bekäme von ihm nur: „Magere Heste, sorte Pötte, danste Praeste,“ d. h. Magere Pferde, schwarze Töpfe und dänische Pfaffen. Die Schwaben endlich werden erst mit vierzig Jahren gescheidt, und ein Spottvers auf sie lautet: „Schwaben und böses Geld führt der Teufel in alle Welt.“

Ein saftiges Sprüchlein über ihre Herkunft findet sich in Sigmund Meisterlin's Augsburger Chronik in folgenden Reimen:

„Doch ist ein Sprichwort,
Die Swaben seien von hohem Stamm
Sie schaiß ain Raier ab ainem Baum
Nieder auf die Erden bei dem Reim.“

Sehr verschrien waren vor Alters auch die Bayern, die für thöricht, geizig, trunksüchtig und gefräßig galten, und von deren Thorheit ein Geschichtchen von fünf Eselsfüßen, die sie „über Meer“ gebracht, im Umlaufe war.

Von den Appenzellern theilen wir unter Voraussetzung strengster Verschwiegenheit das Recept mit, nach dem sie, wie uns der Humor ihrer Nachbarn ver-rathen hat, ihre Käse bereiten. Es ist gereimt und lautet:

„Wie mache d' Appenzeller Meidli de Chäs?
Sie thuend ihn in ä Chübeli
Und druckend —“

Doch nein, wir wollen das Geheimniß profanen Ohren nicht verrathen.

Es würde ein eitles Unternehmen sein, wenn wir versuchten, ein vollständiges Verzeichniß aller von der Fopplust des deutschen Volkshumors angezapften Orte und Landschaften zu geben. Manche Gegenden in der Schweiz und in Oesterreich weisen fast keinen einzigen Ort auf, der von ihr ungehundet geblieben wäre, und Schwaben, das Elsaß, Schleswig-Holstein und das Land der Blaminger (letzteres war schon im Mittelalter als besonders lustig berühmt) können jedes noch mit mehr als einem Duzend Städtchen und Dörfern in Reihe und Glied treten, wenn es hier auf eine Heerschau über das gesammte deutsche Narrenthum abgesehen wäre. Statt einer solchen in diesem Zusammenhang nur noch zwei Bemerkungen. Auffallend scheint uns, daß Cöln, wo der Cultus des Carnevals sich immer lebendig erhalten hat und die Narrenkappe alle Jahre eine so wichtige Rolle spielt, niemals vom Volkswitz zu den Kalenstädten gerechnet worden ist. Zweitens aber ist hervorzuheben, daß Krähwinkel, der Ort, wohin wir im Allgemeinen alle pfahlbürgerliche Beschränktheit und Einsicht versetzen, zwar geographisch nachzuweisen ist und sogar doppelt, bei Schorndorf in Württemberg und bei Ohrdruff existirt, daß aber keins der beiden Dörfer im Geruche steht oder gestanden hat, Schildbürgerstreiche verübt zu haben.

Wie die Bewohnerschaft einer großen Anzahl deutscher Orte so sind auch die verschiedenen Stände und Berufsarten vom Volkswitz in die Mache genommen, mit spöttischer Nachrede verfolgt und mit Spitznamen molestirt worden. Daß eine gewisse Stelle bei den Herren und Damen vom Adel schwarz ist, hat wohl niemand anders zu verantworten als der Schalk, den wir den deutschen Volkshumor genannt haben, und er wird auch wissen, warum er diese uns unerklärliche Malerei vorgenommen hat. Den großen Kaufmann schimpfte er schon in der Zeit der Raubritter Pfeffersack, den kleinen nennt er, wenn er Materialwaaren verkauft, Dütchenkrämer, wenn er in Schnittwaaren macht, Ellenreiter, seine Gehülfsen beim Geschäft Ladenschwengel. Die Gelehrten sind ihm Bücherwürmer, die Schreiber und Schriftsteller Federfuchser, die Wundärzte Pflasterkasten, die Apotheker Pillendreher, Giftmischer und Neunundneunziger. Studenten, die keiner Verbindung angehören, sind

Finken, Kameele oder Kümmeltürken, das Dienstmädchen ist in der Sprache der studirenden Jugend ein Besen, der junge Mann, der zwischen dem Maturitätsexamen und der Immatriculation steht, ein Mulus (Maulesel), der sich nach der letzteren in einen Fuchs, später in einen Brandfuchs, dann in ein altes Haus verwandelt und schließlich unter die Philister gerechnet wird. Die Gläubiger des Studenten sind ihm Manichäer, die Handwerksgesellen Gnoten, die Chirurgie studirenden Barbieri Bartmuseu, die der Veterinärkunde Beflissenen Viehmuseu, den Commis beehrt er mit dem Namen Schwonig oder Schwunk. Die Schuhmacher führen im Volksmunde allerlei Spitznamen wie Pechfissel und Pechhengst; die Seiler sind Galgenposamentirer, die Maurer, die in einem Tage so viel thun, als sie in einer Stunde thun könnten, heißen Lehmklucker; „ein Tropfen Maurerschweiß ist zehn Thaler werth;“

„Die Leinweber haben doch die schönste Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammentunft,
Die Leinweber nehmen keinen Lehrlingen an,
Der nicht sechs Monate hungern kann.“

Die Müller erscheinen dem Volkswitz als Betrüger, die Jäger als Lügner. Die Bauern hatten im fünfzehnten Jahrhundert den Spitznamen Lappen. Sie werden in den nürnbergischen Fastnachtsspielen grausam als Tölpel und Lummel verhöhnt. „Der beste Bauer ist ein Lauer“, sagt man in Thüringen, und unter den Plattdeutschen giebt es ein Sprichwort: „De Buer is en Schelm un wenn he ook slöpt bet Middag.“ Von ihrem dummstolzen Wesen und ihrem Geiz heißt es in einem sächsischen Kinderreim:

„Wo die großen Bauern sitzen
Mit den langen Zippelmützen,
Die das Geld mit Scheffeln messen
Und den Dreck mit Löffeln fressen.“

Unendlich verspottet in Lied und Schwanke waren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die Geistlichen der alten Kirche, und auch von den protestantischen wurden und werden allerlei lächerliche Dinge erzählt. Ungefahr ebenso gern reißt sich die Necklust an den Pädagogen aller Arten vom pedantischen Monarchen des Gymnasiums bis hinab zum armen „Dorfschulmeisterlein, das ißt und trinkt und steckt auch ein“.

Vor allen andern Gewerben und Berufsarten aber sind die Schneider vom Volkshumor mit Spott und Schimpf überschüttet worden. Kaum wird ihnen ein anderes Volk so übel mitgespielt haben als das deutsche. Zunächst

sollen sie von dem Krebs mit seinen Scheeren das Zuschneiden gelernt haben. Dann heißt es im Volksliede: „Der Schneider und die Laus, fordern einander heraus.“ Ferner werden sie mit einer angeblichen Verwandtschaft mit dem Ziegenbocke gesoppt, die bisweilen zur Feindschaft wird. Ein Spruchwort des westphälischen Süderlandes lautet: „Dat Gebläute thüt (das Geblüt thut, die Verwandtschaft verlangt es) seggt de Snider, do sprang he in Diek un trof den Zienbock wier herut.“ In des Knaben Wunderhorn erzählt ein Volkslied, wie siebzig Schneider in einem papiernen Wagen, vor den eine Geiß gespannt ist, ins Niederland fahren wollten; ein Bock jagt sie auseinander und achtundsechzig ertrinken. Ein anderes singt: „Und was ein rechter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund.“ Im sechzehnten Jahrhundert war der Scherz im Umlauf, daß neun Schneider an einem Ei genug hätten. Bekannt ist der Schwank von Culenspiegel und den Schneidergesellen, vielleicht auch das Märchen von der Kronstädter Riesenbaßgeige, in die ein Schneider hinabfällt, und die Mähr von dem Ursprunge des Namens blauer Montag, der sich von einer Sonntagsprügelei zwischen den Schneidern und den Schuftern herschreiben soll, nach welcher jene am andern Morgen blaue Augen gehabt hätten. Endlich sagte man ihnen nach, daß bei jedem Stück Tuch, welches ihnen zur Verarbeitung übergeben würde, ein tüchtiger Fleck für sie selbst abfallen müsse, weshalb Abraham a Sancta Clara in einer seiner Predigten einen Schneider träumen läßt, er werde von einem Engel mit einer Fahne, die aus den von ihm gestohlenen Tuchstücken zusammengestickt sei, zur Auferstehung und zum jüngsten Gerichte geweckt.

Eine andere Aeußerung des Volkshumors finden wir in dem plötzlichen Uebergang eines zornigen Wortes oder Satzes zu einer scherzhaften Wendung. Dahin gehören die Ausrufe Pox Tausend, Pox Wunder, Pox Marter, Saperlot, Zum Teipel, Herr Femine, bei denen allerdings die Scheu, heilige Namen oder den des Teufels auszusprechen, mitwirkte, und die hyperbolischen Flüche, in welchen die Schwerenoth schockweise und das Donnerwetter in Millionen spukt. Ganz komisch ist schon der Fluch: „Daß Dich das Mäusele beiß,“ der schon bei Sebastian Frank vorkommt.

Endlich hat der Humor einen gewissen Einfluß auf ein Gebiet geübt, auf dem man ihn nicht erwarten sollte, da hier der Geist bedächtiger Ruhe und Gemessenheit walten soll und im Wesentlichen auch immer gewaltet hat — wir meinen auf die altdeutschen Rechtsfakungen und Rechtsübungen.

Wir denken hier zunächst an die Naivetät, welche statt trockner und nüchterner Verstandsbegriffe eine in die Sinne fallende Thatsache nennt, zum Beispiel für ein Minimum von Grundbesitz so viel, daß eine Wiege oder ein dreibeiniger Stuhl darauf stehen könne. Die Absicht, zu scherzen,

ist dabei nicht anzunehmen, der Humor hat unbewußt einen Zug von seinem Wesen in die Bestimmung hineingebracht.

Mehr tritt dieß bei gewissen Leistungen an den Grundherrschaften hervor, zum Beispiel bei dem „Kuttenzins“, den das mansfeldische Dorf Stangerode an das Amt Erdorf zu entrichten hatte, und bei dem „Kutscherzins“, welchen das hessische Dorf Salzberg (vgl. Grimm's Rechtsalterthümer 388) durch das Walpertsmännchen ablieferte.

Auch gewisse Bestimmungen über Genugthuung klingen wie vom Volkshumor ausgegangen. Wir erinnern an diejenige, nach welcher bei einem Todtschlage ein Hund beim Schwanz aufgehängt und von dem Schuldigen mit Weizen überschüttet werden soll, bis nichts mehr von ihm zu sehen sei, an die Scheinbußen, die den Unfreien, den Pfaffenkindern und den fahrenden Leuten bei Beleidigungen zu leisten waren, vor Allem aber an die Sakungen in Betreff von Ehrenstrafen. Beispiele sind hier das Hundetragen, von dem sich in der sächsischen Redensart „Hundeführen bis Bauzen“ ein Nachklang erhalten hat, und der Eselsritt der Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, sowie die Führung des Esels durch den Mann, der seiner Frau dabei unterlegen war — ein Brauch, der von Bessungen im Darmstädtischen berichtet wird. Noch deutlicher war der Humor dabei im Spiele, wenn im Mainzerischen dem Manne, der sich von seiner Frau schlagen ließ, der Fastnachtsschabernack angethan wurde, daß die Burschen ihm das Dach abdeckten.

Gleichfalls von der Schalkhaftigkeit des Volkes eingeführt war die alte Sitte, bei dem Sehen von Marksteinen Kinder mitzunehmen und ihnen als „Merk's“ an der betreffenden Stelle einen Backenstreich zu geben. In den österreichischen Alpen wurde bei solchen Gelegenheiten ein Knabe mit dem Kopfe in das Loch gesteckt, das den Stein aufnehmen sollte, und bei der zu gewissen Zeiten stattfindenden Besichtigung der Markzeichen nahm man Jungen bei Schultern und Beinen und „lunzte“ sie, d. h. stieß sie mit dem Hintern ein paar Mal auf jene.

Ähnlich, aber noch komischer war der Gebrauch des „Zustuzens“ der jungen Bürger zu Weißenheim in der Pfalz, der nach Niehl noch vor Kurzem üblich war. Alljährlich begaben sich hier die, welche in den letzten zwölf Monaten das Bürgerrecht erlangt hatten, nach einem Steine vor dem Rathhause, wo der Bürgermeister sie beim Genick faßte und, indem er sie auf den Stein drückte, ihnen allerlei komische Privilegien, das Recht auf Empfang von fünfzig Malter Bäckerrauch, die Erlaubniß zum Fischfang auf dem Ruhberge und die freie Jagd auf dem lobenheimer See erteilte.

Ganz entschieden endlich hat der deutsche Volkshumor bei der Ausbildung der Sitte des Hänfeln's mitgewirkt, die neulich in diesen Blättern (Nr. 29

des vor. Jahrg.) geschildert wurde, und ebenso ist er bei der hiermit verwandten Deposition oder Fuchstausch der Studenten thätig gewesen. Die Komik war dabei allerdings plump und ungeschlacht, aber sie theilte hierin nur den Charakter der damaligen Zeit.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, 13. Februar 1876.

Am 27. Januar beschäftigte sich der Reichstag in zweiter Lesung mit der Strafgesetznovelle. Es handelte sich um die fortgesetzte Berathung derjenigen Paragraphen, die nicht an eine Kommission verwiesen worden waren, zunächst um die Abänderung des § 128. Derselbe bestimmt die Strafe wegen Theilnahme an geheimen Verbindungen. Die Novelle wollte den Thatbestand ausdehnen durch Strafbarmachung auch der geheimen Wirksamkeit und ferner durch Strafbarmachung nicht nur des Versprechens von unbedingtem Gehorsam, sondern auch der Verpflichtungsforderung. Die Novelle ward abgelehnt. § 130 bestraft die Anreizung der Bevölkerungsklassen zu gegenseitiger Gewaltthätigkeit. Die Novelle wollte öffentliche Angriffe auf die Institute der Ehe, der Familie und des Eigenthums strafbar machen. Um die Novelle zu vertheidigen, nahm zum ersten Mal im Reichstag der preussische Minister des Innern als Bundesbevollmächtigter das Wort. Er begann sogleich mit der Erklärung, daß die Abänderung des Paragraphen sich gegen die Socialdemokratie richte und gab sodann eine Schilderung derselben, meist durch Verlesung von Artikeln socialdemokratischer Blätter. Der Vortrag erhielt zwar nur Beifall von der rechten Seite, aber er machte sichtlichen Eindruck auf den ganzen Reichstag, den die unmittelbar folgende Entgegnung eines Redners der socialdemokratischen Partei nicht abzuschwächen vermochte.

Der nächste Redner war Rascher. Er führte im ersten Theil seiner Rede mit Glück aus, was allerdings sehr leicht zu beweisen ist, daß die Gefahr der Socialdemokratie mit einer Bestimmung des Strafgesetzbuches, wie die vorgeschlagene, nicht zu beseitigen ist; daß eine solche Bestimmung dagegen durch ihre Unbegrenztheit praktisch höchst nachtheilig werden kann und beinahe werden muß. Beinahe komisch war er aber in dem andern Theil seiner Ausführung, worin er das alte liberale Dogma verherrlichte, daß die Presse alle Wunden, die sie schlage — man pflegte sonst hinzuzusetzen: gleich dem Speer des Achilles — auch heile. Es war dem Minister leicht, darauf zu erwidern, daß die Leser der socialdemokratischen Blätter die Entgegnungen der